

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 17 (1931)
Heft: 17

Artikel: Armes Deutsch
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-529944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die zeichenmässige Zusammenfassung von Zahlenwerten zu höheren dezimalen Einheiten kommt bei vielen Naturvölkern vor. Der Missionär Ellis berichtete schon vor hundert Jahren, dass die Bewohner der östlichen Inseln des Stillen Ozeans beim Zählen mit Hilfe eines Zehners einen kleinen Stengel beiseite legten und jedesmal nach Vollendung eines Hunderters einen grossen. Bei einem Ballspiel auf der Insel Nauru im westlichen Stillen Ozean hat eine Partie erst dann gewonnen, wenn ihr hundert Einzelspiele zugefallen sind. Die Einzelgewinne werden mit Hilfe von Steinchen gezählt. Für zehn gewonnene Einzelspiele wird wieder ein einzelnes Steinchen beiseite gelegt. Etwas Aehnliches findet auf der Salomoninsel Saa in der Südsee statt. Dort werden bei der Yamswurzel-ernte von zwei Männern immer je fünf Yamswurzeln zu zehn zusammengelegt. Die aufeinanderfolgenden Zehner werden laut gezählt, und wenn zehn Zehner vollendet sind, legt ein dritter Mann dafür jedesmal eine kleine Yamswurzel beiseite. Wenn man bedenkt, dass die Stengel, Yamswurzeln und Steinchen, welche die Einer, Zehner und Hunderter repräsentieren sollen, sich nicht nur wie bei den Kokosnuss-Stengeln, durch den Grössenunterschied, sondern auch durch die Stellen, an denen sie sich befinden, von einander unterscheiden, so erkennt man, dass in diesen Operationen auch schon die Ansätze zur Entdeckung des Positions-systems stecken. Noch klarer wird es aus einem Bericht über ein gewisses Negervolk in Südafrika. Wenn dort jemand an den Fingern über zehn zählen musste, so holte er einen Genossen heran, der durch die Anzahl der von ihm vorgezeigten Finger die Anzahl der Zehner zum Ausdruck brachte, und wenn nötig noch einen Kameraden, der auf dieselbe Art die Hunderter darstellte. Was all diesen Operationen zugrunde liegt, ist zweifellos das Streben nach geistiger Oekonomie und die Art, wie dieses Streben sich erfülle, wurde zweifellos provoziert durch die Tatsache des Vorhandenseins von zehn Fingern an einem Menschen.

Auf Streben nach geistiger Oekonomie geht auch die Division im Rahmen des Dezimalsystems zurück, wie sie in alter Zeit auf Samoa vorgenommen wurde. Wenn dort nämlich die Verteilung einer grösseren Menge von Dingen, etwa von Tausenden von Fischen unter eine grosse Anzahl von Personen vorgenommen werden musste, so stellte man je zehn der zu verteilenden Gegenstände durch eine Kokospalmrippe dar, verteilte zunächst die Rippen, also die Anzahl der Zehner, und ging dann zur Verteilung der noch vorhandenen Einer über.

Die Psychologen sind geneigt, die Fähigkeit zum Addieren von Gegenständen verschiedener Art als Zeichen für das Vorhandensein des abstrakten Zahlbegriffs anzusehen. Aber auch diese Operation, und selbst Subtraktion der Zahlen, die sich auf Gegenstände ganz verschiedener Art beziehen, treffen wir bei Naturvölkern. Auf der Insel Nauru in Melanesien wird sehr viel Sport getrieben. Die Spielregeln sind teilweise recht kompliziert. Das Stabwurfspiel Ekärdüga z. B. wird von zwei gleich starken Parteien durchgeführt, und es hat die Partie gewonnen, auf die nach gleicher Rundenzahl zehn durch Steinchen gezählte Einzelspiele fallen. Ist das Spiel unentschieden, d. h. also, hat jede der beiden Parteien nach glei-

cher Rundenzahl zehn Treffer, so wird festgesetzt, dass nun das Spiel endgültig gewonnen sein soll nach einer um die Anzahl der Spieler erhöhten Rundenzahl. Hat jede Partei sieben Spieler, so soll also jetzt nach „ $10 + 7$ “ Spielen endgültig gewonnen sein. Eventuell wird nochmals erhöht auf „ $10 + 7 + 7$ “. Hier wird also zur Zahl der schon vorhandenen *Gewinne* die Zahl der bei einer Partei mitspielenden *Personen* addiert. Bei dem von zwei gleich starken Parteien gespielten Kugelspiel Ekonobo heisst es, wenn nach gleicher Rundenzahl die durch Steinchen gezählten *Gewinne* auf beiden Seiten gleich sind: „Lasst uns zurückzählen“. Man subtrahiert dann von der Anzahl der *Gewinne*, die jede Partei hat, die Anzahl der Spieler jeder Partei und setzt die erhaltene Differenz als Siegerzahl für das weitere Spiel fest. Sind z. B. auf jeder Seite drei Personen, und hat jede Partei acht durch Steinchen gezählte *Gewinne*, so soll beim Weiterspielen der endgültige Sieg mit der Zahl „ $8 - 3 = 5$ “ davongetragen sein. Diese Zahl wird dadurch bestimmt, dass von den acht Steinchen jeder Partei drei weggenommen werden (vergl. meinen Aufsatz „Parallelerscheinungen auf mathematischem Gebiet bei jetzt lebenden Naturvölkern und bei Kulturvölkern vergangener Zeiten“, Scientia, 25. Jahrg., Mailand 1931).

Es liegt mir vollständig fern, durch obige Ausführungen etwa gegen einen auf das sorgfältigste methodisch vorbereiteten Rechenunterricht reden zu wollen. Wie ich aber schon im Jahre 1923 in dieser Zeitschrift bemerkte und auch in meiner 1927 bei Schöningh in Paderborn erschienenen Rechenmethodik ausführte, gibt das Studium der mathematischen Kenntnisse der Naturvölker sehr viel Anregung zu methodischem Nachdenken, und die ausgeführten Beispiele aus dem Leben der in ihrem Denken unseren Kindern nahestehenden Naturvölkern ermutigen m. E. zu dem Versuch, auch bei der *Einführung* in die Rechenverfahren die den Schülern gegebenen Hilfen soweit auseinander zu rücken, dass das jugendliche Streben nach Selbstständigkeit zu möglichst vollständiger Auswirkung kommt.

Armes Deutsch

„*Du sprichscht misserabel äus!*“ Mit einem gewissen ironischen Vergnügen habe ich (so schrieb kürzlich ein Mitarbeiter des „Aarg. Schulblattes“) dieses vernichtende Pauschalurteil jüngst in einer Schule der Sekundarstufe — der Ort tut nichts zur Sache — mitangehört. Selbstverständlich galt es einer Schülerleistung im Französischen; denn bekanntlich haben nur Fremdsprachen ein Anrecht auf ordentliche Pflege ihrer Laute und der Satzbetonung. Und es folgte dann eine Ausspracheübung, in der stimmhafte und stimmlose Konsonanten, offene und geschlossene Vokale, ja sogar das kratzende Pariser=r — ein jedes hübsch an seinem Platze — mit soviel Geschick und Ausdauer geübt wurden, bis die schwerfälligen Bauernbuben ihre Schweizer Haut ganz abgezogen hatten und eine prononciation (Akzent, bitte, auf dem a!) zum besten gaben, als wären sie am Boulevard St. Germain aufgewachsen.

Man missverstehe mich nicht. Ich anerkenne es als eine Pflicht des Französischlehrers, dass er die Biegsamkeit der jugendlichen Sprechwerkzeuge mit aller Energie ausnützt, um die lautliche Eigenart der Fremdsprache nach Möglichkeit herauszubringen, wiewohl mir persönlich der

Reiz des Wortes, der Geist der Wendungen immer weit über die Aussprache geht und ein bisschen Schweizerakzent mich so wenig stört als ein Anflug von burgundischer oder normannischer Mundart. Allein ich begreife nicht, dass die Verpflichtung zu einer ordentlichen Aussprache im muttersprachlichen Unterricht so oft zu fehlen scheint. Zu meinem Troste bin ich nicht allein in diesem Gefühl. In ihrem ganz vortrefflichen Buche über „die Methodik des deutschen Unterrichts“ (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig) leitet Susanne Engelmann das Kapitel „Die Muttersprache als technisches Ausdrucksmittel“ mit der Bemerkung ein: „Wer neben dem Deutschen Gelegenheit hat, in einer fremden Sprache Unterricht zu geben und zu beobachten, muss sich über eins wundern: Mit welcher Sorgfalt werden in unsren Schulen Lautbildung, Aussprache des Einzelwortes, Sprechmelodie und Rhythmus des Satzganzen in der Fremdsprache überwacht und geübt, wie beschämend werden diese Dinge in der Muttersprache beachtet!“ Die Verfasserin des Buches schliesst daran eine methodisch meisterliche Anleitung zur Sicherung einer lautreinen Sprache und lebendigen Betonung. Sie zeigt auch, wie sehr diese Seite des Deutschunterrichts gepflegt werden muss, wenn das Gefühl für den Klangreiz des gebundenen Wortes im Gedichte wach werden soll.

Die grosse Aufgabe des Deutschunterrichts, ja alles Unterrichts überhaupt, wird es je und je sein, den Schüler dazu anzuleiten, das, was er schaut und denkt und fühlt, in klaren innern Zusammenhang zu bringen und dafür den treffenden sprachlichen Ausdruck zu finden. Im besondern Dienste dieser Aufgabe stehen alle Formen des Anschauungsunterricht, Lektüre, Grammatik und Aufsatz. Für den mündlichen Gebrauch des Wortes soll der Schüler aber seine Muttersprache auch lautlich so erlernen, dass das Sprechen und Hören ihm Freude macht.

Ueberdieswohnt der Gewöhnung zu guter Aussprache eine wertvolle erzieherische Kraft inne. Wer klar artikulieren und sinngerecht betonen will, der muss Herr über seine Sprechwerkzeuge sein, muss Nerven und Muskeln des ganzen Apparates durch energische Uebung in seine Gewalt gebracht haben. Und wer aus einem lässig sprechenden, mundfaulen Jungen durch beharrliche Gewöhnung eine klare, schöne Aussprache herauszuholen versteht, der hat darum auch etwas zur Willensbildung, zur innern Disziplin dieses Menschen beigetragen.

„Du sprichst miserabel aus!“ — es könnte nicht schaden, wenn das Wort ein bisschen nachklänge und mahnte.

Von der großschreibung zur radikalen kleinschreibung

Es gab eine zeit, da man an der amtlichen rechtschreibung starr festhielt und jeden versuch, an der zweckmässigkeit der bestehenden schlechtschreibung zu rütteln, mit entrüstung unterdrückte. Wehe dem, der es wagte, einen angriff auf die bestehende schreibweise zu machen. Nun hat ein frischer wind eingesetzt. Die starrheit bröckelt ab zugunsten einer beschränkten freiheit. Der dreifronten-bürgerkrieg ist im rechtschreibeland ausgebrochen.

Da steht die hauptmacht der vor- und nachhut gegenüber, während vor- und nachhut sich untereinander kleine gefechte liefern. Die hauptmacht gruppirt sich aus den „orthographiegläubigen“, die meinen, mit der abkehr von der bisherigen schreibweise (sei es auch nur einführung der beschränkten kleinschreibung) gehe alle bildung zum kuckuck, der geschäftsverkehr erlahme, und die gesamte literatur falle der vergessenheit anheim. In der vorhut marschiert der b. v. r. mit allen aktiv- und

passivmitgliedern. Er will in der reform weises mass halten, indem er als erstes ziel die verwirklichung der beschränkten kleinschreibung (ausser satzanfang und eigenamen) herbeiwünscht. In der nachhut finden wir leute, die wieder in die gute alte zeit zurückkehren und sich dort das vorbild holen. Sie kämpfen für gänzliche kleinschreibung. Unter ihnen gibt es streiter, die uns vorhüter vor wenigen Jahren noch belacht haben. Für heute mögen einzelne beispiele auf das auge des lesers wirken. Er wird dann leicht selbst herausfinden, welche art die ruhigste ist.

1. Beispiel aus dem nibelungenlied (radikale kleinschreibung bis auf strophenanfang):

„Uns ist in alten maeren wunders vil geseit von helden lobebaeren, von grösser kuonheit, von fröuden, höchgeziten, von weinen und von klagen, von küener recken striten muget ihr nu wunder hoeren [sagen.]“

2. Beispiel aus einem glückwunsch Mozarts für seinen vater (grossschreibung willkürlich nach freiem ermessen, wie es von einzelnen reformern auch verteidigt wird):

Wien, 10. Sept. 1731.

Ich sage ihnen tausend Dank für ihren glückwunsch zu meinem Namenstag; — und mache ihnen entgegen den Meinigen auf dem Leopolditag: — liebster, bester vater! — ich wünsche ihnen alles erdenkliche gute, was nur immer zu wünschen ist. — Doch nein, ihnen wünsche ich nichts, sondern alles mir. (usw.) —

Die zurecht bestehende und die schreibweise des b. v. r. brauche ich nicht hervorzuheben. Um aber einen wirklichen vergleich ein und desselben textes — geschrieben in den verschiedenen rechtschreibungen — zu ermöglichen, möge nachstehende gegenüberstellung dienen:

1. Dudenschreibung:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, In keiner Not uns trennen und Gefahr. Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben. Wir wollen trauen auf den höchsten Gott Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

2. eigenbetonte schreibung:

Wir wollen Sein ein Einzig volk von brüdern, in Keiner not uns trennen und gefahr. Wir wollen Frei sein, wie die Väter waren, eher den Tod, als in der Knechtschaft leben. Wir wollen Trauen auf den höchsten Gott und uns Nicht fürchten vor der macht der menschen.

3. forderung des b. v. r.:

Wir wollen sein ein einzig volk von brüdern, in keiner not uns trennen und gefahr. Wir wollen frei sein, wie die väter waren, eher den tod, als in der knechtschaft leben. Wir wollen trauen auf den höchsten gott und uns nicht fürchten vor der macht der menschen.

4. radikale kleinschreibung:

wir wollen sein ein einzig volk von brüdern, in keiner not uns trennen und gefahr. wir wollen frei sein, wie die väter waren, eher den tod als in der knechtschaft leben. wir wollen trauen auf den höchsten gott und uns nicht fürchten vor der macht der menschen.

A. Giger.